

Medienwissenschaft ohne Medien?

Claus Pias

»Mäuse vertreibe ich mit der Katze, aber womit soll ich die Katze vertreiben?«

(Franz Kafka an Felix Weltsch, 26.11.1917)

I.

In den zahllosen Digitalisierungs-›Initiativen‹, ›-Strategien‹ oder ›-Offensiven‹, die derzeit um politische Aufmerksamkeit, um Lufthoheit im Bereich ›Innovation‹ und um eine überzeugende ›burn rate‹ an Fördermitteln ringen, werden Geisteswissenschaften allenfalls in Gestalt homöopathischer ›Ethik‹ oder anwendbaren ›Reflexionswissens‹, als ›teilnehmende‹ Beobachter/innen oder als ›Begleitungs-forschung‹ zu anwendungsbezogenen ›Innovationsprozessen‹ oder in ›Transferprojekten‹ angesprochen. Unter erheblichen Kosten hochgezogene Einrichtungen wie etwa das *Alexander von Humboldt Institut für Internet und Gesellschaft*, das *Einstein Center Digital Future*, das *Weizenbaum Institut* oder das *Center for Advanced Internet Studies* können auf Geisteswissenschaften ebenso gut verzichten wie improvisiert aufgelegte Förderprogramme zu ›Digitalisierungs-Professuren‹, von denen man sich eine rasche Linderung des ›Fachkräftemangels‹ erhofft.

Nicht zuletzt in den Medienwissenschaften zeichnet sich darüber Unmut ab, weil diese seit einem halben Jahrhundert ebenso umfangreiche wie – so scheint es zumindest – notorisch ignorierte Forschung zum Verständnis der Computerisierung leisten. Denn Verstehensanstrengungen für die Konkreta einer neuen kulturellen ›Lage‹, Beschreibungsversuche ihrer originären Phänomene oder die Vergewisserung über Reichweiten und Grenzen historischer Erfahrung verblissen regelmäßig vor dem Imperativ, sofortige ›Lösungen‹ und ›Anwendungen‹ für eine andauernd anbrechende Zukunft finden zu müssen.

Oder anders gesagt: Digitalitäts-Forschung ist zum blinden Fleck einer von Solutionismus und Innovationsglauben angetriebenen ›Digitalisierung‹ geraten. Als anekdotischer Beleg mag eine Szene aus Bayern dienen, dem Land mit der demnächst märchenhaften Zahl von 1000 neu geschaffenen Digitalisierungs-Professuren. Anlässlich der Auftakttagung des neu eingerichteten kunst- und medienwissenschaftlichen DFG-Schwerpunktprogramms »Das digitale Bild« (eine För-

derlinie, die von der DFG als »koordinierte, ortsverteilte Förderung wichtiger neuer Themen« verstanden wird) gab die Repräsentantin der LMU München in ihrem Grußwort der Freude darüber Ausdruck, heute einmal bei etwas ganz anderem dabei sein zu dürfen – weil sie ja ansonsten, in ihrem Alltag im Präsidium, mit den großen und drängenden Themen wie »Digitalisierung« beschäftigt sei. Dass diese so offensichtlich gar nichts mit dem Wort »digital« auf dem Plakat hinter ihr zu tun hat, konnte denjenigen, die sich damit längst abgefunden haben, nur ein müdes Kichern entlocken.

Angesichts dieser Situation wurde innerhalb der *Gesellschaft für Medienwissenschaft* das Forum »Digitalisierung« gegründet, das »quer zur thematischen Arbeit der AGs und Kommissionen« operieren und sich durch einen Katalog von Vorschlägen der forschersichen »Herausforderung« stellen will, dass »Digitale Medien [...] längst unsere Lage« bestimmen.¹ Im Folgenden geht es mir nicht darum, in welchem Umfang, wie oder warum Medienwissenschaft bei der sogenannten »Digitalisierung« mitmachen könnte oder sollte. Vielmehr möchte ich versuchen, aus der Perspektive dieser »Herausforderung« zu fragen, was man über Medienwissenschaft erfahren kann, wenn man sie von einer gemeinsamen Geschichte von Medientheorie und Digitalisierung her betrachtet. Dies geht mit der These einher, dass Medientheorie die Bedeutung digitaler Medientechnologien so überaus erfolgreich propagiert hat, dass diese nun zu wichtig sind, um sie der Medienwissenschaft zu überlassen. Politische Entscheidungsträger haben (nicht nur, aber auch durch Medientheorie) über ein halbes Jahrhundert hinweg gelernt und sind davon überzeugt, dass digitale Medien die Zukunft schlechthin sind – und dass sie genau deshalb den »relevanten« Fächern überantwortet werden müssen. Die scheinbare Ignoranz gegenüber der Medienwissenschaft wäre insofern nur ein ironischer Effekt ihres überragenden Erfolgs.

II.

Einen Ausgangspunkt für diese Argumentation bildet Lorenz Engells Beschreibung eines »doppelten Temporalisierungszwangs« der Medienwissenschaft. Sie »muss – Politik der Abwesenheit und der Historisierung: Was *waren* Medien – beständig ihre Objekte in die Vergangenheit verweisen. Und sie muss zugleich – Politik der Aktualität und des unmittelbar Bevorstehenden: Was *sind* Medien (gerade im Werden begriffen) – neue Objekte generieren.«² Es hat den Anschein, als

¹ Unter: <https://gfmedienwissenschaft.de/debatte/forum-digitalisierung> (Januar 2020).

² Lorenz Engell: Medien waren: möglich. Eine Polemik, in: Claus Pias (Hg.): *Was waren Medien?*, Zürich 2011, S. 103–128, hier S. 119–120.

sei durch dieses Tempo inzwischen auch der Medienbegriff selbst überholt worden. Dafür spricht zumindest eine (durch keinerlei quantitative Analyse verbürgte) Beobachtung aktueller Publikationen und Veranstaltungshinweise: Die Vermehrung der Gegenstände medienwissenschaftlicher Forschung scheint mit einem Verschwinden des Wortes ›Medien‹ selbst einherzugehen. Noch von ›Medien‹ zu sprechen wirkt gestrig oder bestenfalls naiv angesichts der unzähligen rezenten Begriffe, Konzepte und ›Studies‹, in denen eine Vorstellung von ›Medialität‹ wohl immer noch mitschwingt, ›Medien‹ aber nominell nur noch eine verschwindend geringe Rolle zu spielen scheinen. Oder anekdotischer: Galt vor 10 Jahren noch, dass die meisten Studierenden ›was mit Medien‹ machen wollten, so passiert es inzwischen, dass man auf die Frage nach einem möglichen Thema für eine *medienwissenschaftliche* MA-Arbeit zur Antwort bekommt: »Sehr grob umrissen, interessiert mich der Bereich Wissenschaftsgeschichte / Digitalität / Feminismus / Postkolonialismus / Nachhaltigkeit.« Anhand des Ausdrucks ›digitale Medien‹ lässt sich diese Vermutung in zweifacher Hinsicht präzisieren und bestärken:

Einerseits dadurch, dass rezente Beschreibungsversuche sich eher daran orientieren, dass digitale Medien allgegenwärtig und selbstverständlich geworden sind und darauf mit Konzepten wie ›digitale Kultur(en)‹ oder einer (im Kunstsektor seit etlichen Jahren diskutierten) ›Postmedialität‹ antworten, die einen hergebrachten Medienbegriff entbehrlich machen. Dazu hat nicht zuletzt die Forschung zu digitalen Medien selbst beigetragen – etwa durch die jahrzehntelang vorgetragene Prognose, dass alle Medien unter digitalen Bedingungen konvergieren, wodurch Einzelmedien unbeobachtbar und der Begriff des Mediums letztlich kassiert werden würde.

Andererseits (und vielleicht ebenso lange schon) wurde das Verschwinden der ›Medien‹ durch die Austreibung jenes ›medientechnischen a priori‹ aus der Medienwissenschaft befördert, das zuvor prominent an digitalen Medien entwickelt worden war. Vehement als deterministisch, technozentristisch, monokausal etc. kritisiert, wurde es durch verschiedenste Theorie-, Begriffs- und Methodenimporte bis zum Verschwinden hin relativiert und unermüdlich verabschiedet. Dass damit eskamotiert wurde, was zum eigenen Erfolg doch maßgeblich beigetragen hatte, entbehrt nicht einer gewissen Ironie. Denn wo und weil sich Medienwissenschaft zur »Plattform« ausgestaltet,³ muss sie auf gewisse Weise hilflos einer ›Digitalisierung‹ gegenüberstehen, die sich zwar von ihr losgesagt hat, sie aber zugleich unentwegt mit den Resultaten ihrer abgelegt geglaubten Theoriegeschichte bedrängt und konfrontiert.

³ Patrick Vonderau: Methode als wissenschaftssoziales Problem, in: Zeitschrift für Medienwissenschaft 21 (2019), S. 165–168.

Statt des Rückzugs in den Schmolllwinkel der Reklamation über die eigene Benachteiligung schlage ich eine (hier nur anzudeutende) Historisierung vor, die die präsentistische Dauerbelastung der ›Digitalisierung‹ auf die Zeitsemantik digitaler Kulturen und auf die historiographischen Formen bezieht, in denen Digitalisierung sich selbst verfasst.

III.

Eine entscheidende Szene »klassischer Medientheorie«⁴ bildet Marshall McLuhans populäre Zuspitzung der These, dass die je historische Möglichkeitsbedingung unseres Denkens, Fühlens, Handelns und Wissens durch ein mediales *a priori* gebildet wird, das in Form von ›Leitmedien‹ die Kohärenz der Ausdrucksformen einer Epoche verbürgt. ›Medien‹ (und zwar ›digitale‹ oder wie man damals sagte: ›elektronische‹) waren somit als Subjekt des historischen Prozesses ausgemacht, der dadurch auf ein sichtbares Objekt in Form ›neuer Technologien‹ zurückgeführt werden konnte. Zugleich konnte die Gegenwart als eine identifiziert werden, die nach sofortiger Intervention im Hinblick darauf verlangt, dass diese neuen Technologien bereits unvermerkt mit einem fundamentalen und alle Lebensbereiche umfassenden Umbau der Welt begonnen haben.

Diese Kopplung von Epochalität an mediale Regime hatte eminente historiographische Konsequenzen. Weil Medien selbst nur durch Medien beobachtbar sind, können sie immer nur im ›Jetzt‹ des Medienumbruchs beschrieben werden. Es braucht einen letzten Beobachter aus der untergehenden Welt (hier eben McLuhan), der diesen Augenblick gerade noch mit stupender Gelehrsamkeit beobachten und Auskunft über den Epochenwandel erteilen kann. Die Macht des Medientheoretikers hängt insofern davon ab, dass dieser ›Umbruch‹ nicht aufhört, sondern immer ›jetzt‹, im Moment seiner Äußerung, stattfindet und durch diese Äußerung zugleich hervorgetrieben wird. Dies ist die Konsequenz der Behauptung der mentalitätsprägenden Kraft von Medientechnologien: Denn ebenso wenig wie man eine künftige, ›neue‹ Medienepoche verstehen kann, wenn man noch in der ›alten‹ lebt und denkt, wird man eine vergangene Medienepoche noch verstehen können, wenn die darauffolgende sich erst einmal verwirklicht hat. Außerhalb des ›Jetzt‹ ist *Understanding Media* eine Unmöglichkeit.

Solche Thesen fielen dort auf fruchtbaren Boden, wo es während der »Sattelzeit des modernen Computing« (Hans Dieter Hellige) zugleich auch um die Formulierung der Meistererzählung eines ›postindustriellen‹ Zeitalters unter amerikani-

⁴ Erhard Schüttpelz: Medienrevolutionen und andere Revolutionen, in: Zeitschrift für Medienwissenschaft 17 (2017), S. 147–161.

scher Hegemonie ging. Nicht nur passten die Versprechen neuer Medien (Ende von Nationalismen, Pluralisierung von Weltbildern, lebenslanges Lernen, unentfremdete Arbeit, neue Ökonomien etc.) hervorragend zur westlichen Behauptung der eigenen Ideologiefreiheit. Das Argument eines durch Medien bereits eingeleiteten und prinzipiell kybernetisch ›prädiktiv‹ steuerbaren Epochenwechsels prophezeite einen Gewinn im ›Wettlauf der Systeme‹, indem man einfach das Spielfeld vom industriellen zum elektronischen Zeitalter wechselte. Als antikommunistische Strategie stellen Computerisierung, Digitalisierung und Vernetzung einen Systemgewinn über den Kommunismus in Aussicht, weil im sogenannten ›freien Westen‹ – das konnte man dank McLuhan behaupten – eine neue weltgeschichtliche Epoche bereits begonnen hatte.

Die Ausarbeitung dieser Agenda übernahm ab 1964 dann die ›Kommission für das Jahr 2000‹ an der *American Academy of Arts and Sciences*, der Soziologen, Historiker, Ingenieure, Naturwissenschaftler, Politikberater und Fördergeber angehörten.⁵ Ausgehend von Szenarien darüber, wie der ›Westen‹ im Jahr 2000 diese neue Epoche dominieren würde, übersetzten die ›Propheten des Postindustriellen‹ (Richard Barbrook) die medientheoretischen und geschichtsphilosophischen Thesen McLuhans in die Sprache von quantitativer Soziologie und Politikberatung und anschließend in konkrete Wirtschafts- und Innovationsförderung. In ihrem Selbstverständnis sahen sie sich dabei in keiner geringeren Rolle als die *philosophes* der Aufklärung, nämlich als Gestalter von Sozialität und Politik, Philosophie und Wirtschaft für eine grundlegend andere Welt.

Die These vom *a priori* der digitalen Medien war dafür ebenso zentral wie praktisch. Folgte man ihr, dann musste erst einmal nur in technologische Innovation investiert werden, damit sich der Rest dann wie von selbst einstellen würde. Denn mögen die Details des Epochenwandels auch verschlossen sein: durch Medientheorie wusste man zumindest, wie man ihn zielsicher würde herbeiführen können. Das erzeugte politischen Handlungsdruck, weil der Umbruch (und damit die Zukunft des Westens) ja bereits begonnen hat. Wie bei einem kybernetischen Flugabwehrgeschütz waren damit Ziel und Regelungsinstanz ausgemacht: Die postindustrielle Zukunft würde über digitale Medientechnologien erreicht werden, deren kulturprägende Mechanismen zwar eine *black box* bleiben, deren Entwicklung und Anwendung aber einer ununterbrochenen Regulation und Intervention in der Gegenwart bedarf.⁶

⁵ Etwa Wassily Leontief, Ernst Mayr, Samuel Huntington, Karl Deutsch, John R. Pierce, Zbigniew Brzeziński, Daniel Ellsberg, David Riesman, Joseph Licklider oder Herman Kahn – und geleitet von Daniel Bell.

⁶ Die Kommission wurde von Lawrence K. Frank (dem Initiator der Macy-Konferenzen zur Kybernetik) ins Leben gerufen. Ihre Geschichte wird innerhalb des Projekts *Zukunft machen: Vergangene und gegenwärtige Zukünfte des Silicon Valley* (VolkswagenStiftung) re-

McLuhans Dringlichkeit des *Medienverstehens* im ›Jetzt‹ wurde gewissermaßen durch die Dringlichkeit von *Medientechnologieförderung* im ›Jetzt‹ ersetzt, als deren entbehrliche Kritikerin sich Medientheorie dann bald schon zurückgestuft fand. Mehr noch: Medientheorie hatte geholfen, jenen *Präsentismus* geschichtsphilosophisch zu begründen, der seitdem die (unter wechselnden Begriffen) wiederkehrenden ›Digitalisierungs‹-Wellen kennzeichnet und innerhalb dessen die Geisteswissenschaften als *historische* Wissenschaften zunehmend ihren systematischen Ort verlieren.

IV.

Für die Risiken und Nebenwirkungen dieses Erfolgsmodells mögen zwei Beispiele genügen.

Erstens: Obwohl ihre Intentionen andere gewesen sein mögen, folgte auch die technikaffine *counter-culture* der McLuhan'schen Argumentation einem medialen *a priori* – und damit zugleich der wirtschaftspolitischen Beschlussfassung des Postindustrialismus. Wenn Computer nämlich ›Medien‹ sind, die unser Denken, Fühlen, Handeln und Wissen fundamental restrukturieren, dann läßt sich die eigene Entwicklungsarbeit in realen oder bloß imaginierten Garagen als Mentalitätsdesign eines neuen Zeitalters nobilitieren. PCs, Software und Datennetze für alle waren insofern gebaute, in Silikon inkarnierte Medientheorie und Geschichtsphilosophie.

Das ›Silicon Valley‹ konnte und kann sich seit den 1970er Jahren als Ausstatter einer neuen Epoche empfehlen, deren ökonomischen Motor präzise die Paradoxie einer *unvorgeflichen* und zugleich bereits *eintretenden* (und daher unter Zeitdruck zu realisierenden) Zukunft bildet. Das aus dieser Zeitemantik abgeleitete Unternehmertum ist daher als Modell zitierfähig – sei es nun als schwäbisches oder als niedersächsisches ›Silicon-Valley‹ – und veranschaulicht, »wie man Zukunft mit denselben Operationen erzeugen kann, mit denen sie antizipiert werden soll«⁷. Dabei verschlägt gut gemeinte medienwissenschaftliche Kritik am sogenannten ›Neoliberalismus‹ des Modells ›Silicon Valley‹ wenig an dem Umstand, dass die Begründung dieses Geschäftsmodells auf angewandter Medientheorie beruht.

Zweitens: Ein ähnliches Motiv ist auch in einer der Gründungsszenen der Medienwissenschaft auszumachen. Bei Friedrich Kittler wechselt in den 1980ern die

konstruiert, unter: <http://portal.volkswagenstiftung.de/search/projectDetails.do?ref=96563> (Januar 2020).

⁷ Elena Esposito: *Die Zukunft der Futures. Die Zeit des Geldes in Finanzwelt und Gesellschaft*, Heidelberg 2010, S. 12.

gebaut Medientheorie des Personal Computers in eine *geschriebene* Medienwissenschaft des digitalen Zeitalters. Sie gerät damit von einem synthetischen in ein analytisches Register, innerhalb dessen nun genau jene Epochalität des ›Computing‹ nochmals entziffert werden sollte, die ihm globalstrategisch längst schon eingeschrieben war. Nur dass sich die Behauptung einer technologisch begründeten neuen Epoche nun mit der Provokation verschränkt, dass in dieser Epoche auch die Geisteswissenschaften zu ihrem Ende gekommen sein werden.

Denn danach, so hebt Kittler in *Grammophon Film Typewriter* 1986 (in einem ähnlichen ›Jetzt‹ wie McLuhan) an, kommen nur noch ›Kästen, die als künstliche Intelligenzen von uns Abschied nehmen, zu namenlosen Oberkommandos unterwegs. [...] Wie es dazu kam, was in keinem Buch mehr steht, ist für Bücher gerade noch aufzuschreiben.«⁸ Das Gegenteil war selbstredend der Fall. Denn das Ziel der allfällig zitierten ›Austreibung des Geistes‹ war ja nicht die Abschaffung der Geisteswissenschaften, sondern deren Selbstaufklärung über ihre *geistversessenen* und zugleich *technik- und materialitätsvergessenen* Epistemologien. Dieses Verbesserungsprogramm war insofern ein enormer Erfolg, als die Beschäftigung mit Digitalität jahrzehntelang eine eminente Produktion und institutionelle Stärkung medien- und geisteswissenschaftlicher Forschung bewirkt hat.

Dabei ist jedoch eine ähnliche Ironie des Erfolgs zu beobachten wie zwischen McLuhan und dem ›Silicon Valley‹. Mit der zunehmenden Distanzierung der Medienwissenschaft vom Narrativ des medientechnischen *a priori* und der Entfaltung einer ihr eigenen Ästhetik der unwahrscheinlichen Themen, die auch ohne ›Medien‹ bearbeitbar sind, konnte deren Ort neu besetzt werden. Ansprüche auf diese Systemstelle ›Medien‹ stellen beispielsweise die sogenannten ›Digital Humanities‹. Denn eine starke Definition von DH könnte lauten, dass sie Antworten auf Fragen liefern, die keiner stellt und die keinen Bezug zu aktuellen Forschungsständen haben.⁹ Vielmehr folgt das Erkenntnisversprechen der DH der aus dem Kalten Krieg stammenden Zeitsemantik einer digitalen *epoché*. Es legitimiert sie durch die Aussicht, dass sich *einerseits* grundlegend neue und vollkommen unerwartete Erkenntnisse einstellen werden – dass man *andererseits* bereits vorher weiß, dass der Grund dieser Wissens-›Revolution‹ digitale Medientechnologien sein werden. Diese Technologien einzusetzen gerät dadurch zu einer Forderung von größter Dringlichkeit, die unbedingt ›jetzt‹ entschieden werden muss, damit die Geisteswissenschaften ihre Zukunft nicht verpassen. Oder anders gesagt: Digital Humanities beerben die klassische Medientheorie um ihr verwaistes *mediales a priori* und legitimieren sich genau dadurch als ›Startup‹-Ausgründung aus den

⁸ Friedrich Kittler: *Grammophon Film Typewriter*, Berlin 1986, S. 4.

⁹ Claus Pias: Schätzen, Rechnen und die Medien des medialen Apriori, in: *Zeitschrift für Medienwissenschaft* 21 (2019), S. 155–160.

Geisteswissenschaften, die mit dem wirtschaftlich-politischen Begründungsnarrativ von ›Digitalisierung‹ aus den 1960ern völlig konform geht.

V.

Dies alles macht die ›Lage‹ nicht einfacher. Zwar kann man *einerseits* einer prä-scientistischen Epistemologie ihre Geschichte zurückgeben und (wie hier angedeutet) die zeithistorischen Bedingungen der allfälligen Behauptung einer ›Epoche des Digitalen‹ wieder sichtbar machen, statt sie immer nur nachzusprechen. Mit gleichem Recht läßt sich jedoch *andererseits* behaupten, dass sich die Zeitsemantiken und Epochennarrative des Kalten Krieges – schon weil sie endlos wiederholt, politisch vorangetrieben, finanziell gefördert, technisch implementiert und medientheoretisch legitimiert wurden – über mehr als ein halbes Jahrhundert hinweg zur *self-fulfilling prophecy* entwickelt haben. Digitale Kulturen stehen eben nicht erst durch ›Digitalisierung‹ noch bevor, sondern haben sich längst verwirklicht.

Diese Wirklichkeit und ihre Phänomene beanspruchen ein Vetorecht gegen das panische Starren in die Zukunft, denn sie besitzen eine andere Verlaufsauer als jene Innovations- und Interventionszyklen, die mit Begriff und Imperativ der ›Digitalisierung‹ aufgerufen werden. Zugleich problematisieren sie jedoch auch die erkenntnistheoretische Begründung der Medientheorie des Kalten Krieges – d.h. eine Autorposition, die mit aller historischen Gelehrsamkeit den Untergang des »historischen Weltbilds« (Hans Ulrich Gumbrecht) selbst zu beschreiben und den Grund dafür in (digitalen) Medien zu bestimmen suchte. Denn diese Position ist nur so lange haltbar, wie der aus ihr heraus beschriebene Epochenumbruch nicht aufhört, sondern immer wieder ins ›Jetzt‹ gezogen und in ihm hervorgetrieben werden kann. Darüber hinaus erscheint die strategische Behauptung eines medialen *a priori* als korrumpiert – sei es durch das Modell ›Silicon Valley‹, durch die wirtschaftspolitischen Prämissen der ›Digitalisierung‹ oder durch ihr Recycling in den ›Digital Humanities‹.

Von der Wirklichkeit statt von der Zukunft digitaler Kulturen auszugehen könnte jedoch ebenso bedeuten, dass Digitalität als ein Zusammenhang entziffert werden kann, dessen Eigensinn sich auch in Phänomenen erschließt, bei denen technische Digitalisierung selbst gar nicht zum Tragen kommt, die sich aber – als Teil digitaler Kulturen – in und mit diesen gewandelt haben. Dies gilt gleichermaßen auf epistemologischer Ebene, insofern digitale Kulturen jene Wirklichkeit bilden, deren Teil auch ihre Beobachtungen sind und in denen sich veränderte Schematismen ausgebildet haben, die am Denken ihrer eigenen Gegenwart (und damit an Epochenbewusstsein und Epochenbegriffen) immer schon mitarbeiten.

Für solche Situationen des »Ordnungsschwunds« (Hans Blumenberg) gibt es Präzedenzfälle. Die »Erste Kulturwissenschaft« etwa reagierte nicht nur mit einer *systematischen* Erschließung neuer Gegenstandsbereiche, sondern begleitete ihren Gegenstandsbezug durch die *epistemologische* Reflexion der eigenen Methodiken und disziplinären Register sowie durch eine gezielte und spekulative *Begriffspolitik und -poetik*. In diesem Sinne läßt sich die Wirklichkeit »digitaler Kulturen« als eine Aufforderung zur Grundlagenforschung verstehen – und zwar in *allen* geisteswissenschaftlichen Disziplinen. Deren Notwendigkeit ist zugleich das stärkste Argument gegen eine Anstellung als Problemlösungsgehilfen von »Digitalisierung«.

Genau solche Grundlagenforschung wurde jedoch über Jahrzehnte hinweg durch den Begriff »Medien« ermöglicht, der nun zur Disposition zu stehen scheint. Medienwissenschaft ist wesentlich am Export einer spezifisch medialen Epistemologie in andere Fächer gewachsen, deren Forschungen sie dadurch »tieferlegte«, dass sie ihnen ihre Medienvergessenheit aufzeigen und sie zur Selbstaufklärung über diese auffordern konnte. Sie »behauptete eine Kompetenz im Definieren von Problemen – und erhielt sie zugesprochen.«¹⁰ Dass andere geisteswissenschaftliche Disziplinen (im Sinne besagter Begriffspolitik) höchst erfolgreich über »Medien« belehrt wurden und die Medienthematik fachbezogen integriert haben, ist erfreulich – aber umgekehrt noch kein Anlass, die Rede von »Medien« (aus welchen Gründen auch immer) nun selbst abzulegen. Denn wie würde medienwissenschaftliche Grundlagenforschung ohne »Medien« aussehen? Schon weil die Frage nach »(digitalen) Medien« über ein halbes Jahrhundert hinweg hoch problematisch geworden ist, wäre vielleicht der umgekehrte Weg ratsamer. Gerade die Bedingungen digitaler Kulturen könnten ein starker Grund sein, noch einmal auf die »Medien« zurückzukommen – sei es im Sinne einer Vergewisserung der eigenen Grundlagen oder auch nur, um »das erreichte medienwissenschaftliche Reflexionsniveau kontinuierlich halten [...] zu können«.¹¹

¹⁰ Engell: Medien waren: möglich (wie Anm. 2), S. 115.

¹¹ Wissenschaftsrat: Empfehlungen zur Weiterentwicklung der Kommunikations- und Medienwissenschaften in Deutschland (25. Mai 2007), S. 78, unter: <https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/7901-07.html> (Januar 2020).

Postmedial

Kathrin Peters

IM GRUNDE KANN ICH CLAUS PIAS NUR BEIPFLICHTEN: Ja, es ist symptomatisch, dass die Forschungsinitiativen zu ›Digitalisierung‹ meinen, ohne Medienwissenschaft auskommen zu können – symptomatisch für eine wissenschaftspolitische Problemlösungsorientierung, die beschwörend auf Zukunft ausgerichtet ist. Und ja, die McLuhan-Kittler-Medienwissenschaft des medientechnischen *a priori* hat ihre hegemoniale Stellung eingebüßt, so sie eine solche je hatte. Aber wie hängen diese beide Befunde zusammen? Pias legt nahe, dass ein Erstarken der Medienwissenschaft in beschriebener Ausrichtung eine Antwort auf den Digitalisierungsdiskurs und seine Medienvergessenheit liefern könnte. Das möchte ich diskutieren und eine etwas andere Verknüpfung vorschlagen.

I.

Aus der Perspektive einer derjenigen Universitäten, die in Digitalisierungsoffensiven sehr aktiv verwickelt ist, der Universität der Künste Berlin, zeigt sich das Bild eines hektischen Aktivismus, mit dem in den letzten Jahren doppelt und dreifach das Gleiche aufgelegt worden ist. Die Abgeklärtheit, zu der Pias rät, ist mir angesichts dieser Lage nicht gegeben. Daher sei die Lage noch einmal kurz beschrieben: Das *Alexander-von-Humboldt-Institut für Internet und Gesellschaft* wird von Google kofinanziert und forscht u. a. zu Entrepreneurship und Innovation, Plattform-Governance oder zu Digital Rights. Das *Weizenbaum-Institut für die vernetzte Gesellschaft*, das aus einem Wettbewerb als sogenanntes Deutsches Internet-Institut hervorging, wurde vom BMBF ins Leben gerufen, durchaus als Korrektiv zum HIIG, aber unter Beteiligung der zum Teil selben Akteur*innen. Unter dem Thema »soziale Ungleichheit« wird dort außerdem zu Digitaler Bildung und Digitaler Souveränität geforscht. Am *Einstein Center Digital Future* arbeiten völlig neu eingerichtete Professuren, deren Finanzierung die beteiligten Universitäten bei Unternehmen einwerben mussten.

Die fehlende Repräsentation ›unseres‹ Faches ist hier weniger das Problem als vielmehr der Umstand, dass die Projekte und beteiligten Fächer – empirische Sozialforschung, Rechtswissenschaft, Wirtschaftswissenschaft, Betriebswirtschaft,

Informatik/Robotik, Designforschung – fast ausschließlich Anwendungsforschung betreiben und sich entlang von Fragen ausrichten, die wohl deswegen als drängend beschrieben werden, weil sie schon längst *common sense* sind. Dazu passt die Unternehmensfinanzierung. Sie ist nicht deswegen Anlass zu immer etwas uncooler Aufregung, weil zu befürchten wäre, dass Förderer sich in die Forschung direkt einmischen würden. Subtiler sind jene Verschiebungen, die sich erst allmählich einstellen: Bestimmte Themen gewinnen gegenüber anderen an Gewicht, Ausrichtungen von Professuren erscheinen naheliegender als andere. Sie lassen ein Feld thematisch verflachen und wirken zudem in die Universitäten hinein, das heißt in die Lehre und in das, was es dort sonst noch an Forschung geben mag.

Für eine Kunstuniversität kann das heißen, dass Apps (oder Prototypen von Apps) entwickelt werden, auch wenn jedes Unternehmen (oder meinetwegen Start-up) sie schneller umsetzen könnte. Besser beraten ist eine Kunstuniversität, wenn sie medienkünstlerische Projekte ermöglicht, die von Bedingungen der Nützlichkeit, der Problemlösung und der Instrumentalität unabhängig sind, um nach den Bedingungen zu fragen, unter denen überhaupt etwas als Problem identifiziert wird. Eine Universität könnte – und das ist ihr Privileg – die Zukunfts- und Dringlichkeitsrhetoriken, die Relevanz- und Standort-Anrufungen selbst zum Gegenstand der Untersuchung machen und ein retardierendes Moment einziehen. Es geht, anders gesagt, darum, den Technologien da, wo das überhaupt noch möglich ist, ihre nichtintendierten Potenziale abzutrotzen. Es geht um kritische und historische Reflexion oder, mit Donna Haraway gesprochen, um austreuende Diffraction.

Medienwissenschaft hat hier einiges beizusteuern, ebenso die Kulturwissenschaft. Auch Ethnologie oder Soziologie sind für ein Verständnis von Digitalität, das sich über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich erstreckt, produktiv. Auch müsste die Informatik keineswegs eine »Erledigungswissenschaft«, wie Wolfgang Coy sie einmal genannt hat, sein und bleiben. Was auch für die anderen beteiligten Disziplinen gilt. In den Rechts- und Wirtschaftswissenschaften ist scheinbar noch wenig Notiz genommen worden von medialer Agency (Cornelia Vismann in Ehren). Man beschäftigt sich mit Datenschutz oder Partizipation und kommt dabei gut ohne Reflexion des Zusammenhangs von Urheberschaft und Buchdruck oder eine Diskursanalyse medialer Teilhabe aus.

Wenn ich Claus Pias richtig verstehe, geht es ihm darum, sich von der dominanten Anwendungsorientierung mit Grundlagenforschung abzugrenzen, ähnlich wie dies in den Technik- und Naturwissenschaften geschehen ist, als in den 1950er Jahren mit Grundlagenforschung Unabhängigkeit von politischen und wirtschaft-

lichen Zielen erlangt werden sollte.¹ Diese Grundlagenforschung soll die aus dem Digitalisierungsdiskurs verschwundenen Medien wieder einführen. Ob das innerhalb der – bei aller Zukunftsbeschwörung womöglich kurzlebigen – Digitalisierungsinstitute geschehen soll oder, sofern noch Geld übrig ist, in anderen Forschungszusammenhängen, ist wahrscheinlich unerheblich.

II.

So sehr ich Claus Pias' Gegenwartsbeschreibung folge, so wenig kann ich doch die Frage zurückstellen, warum es allein eine Medienwissenschaft des technischen *a priori* sein sollte, die zur Analyse digitaler Kultur taugt. Dass besagte Institute viel zu genau wissen, was ›Gesellschaft‹ ist, muss nicht dadurch gekontert werden, dass ›Technik / Technologie‹ an jeden Anfang gestellt wird. Anders und nah am Text gefragt: Warum sind »Wissensgeschichte / Digitalisierung / Feminismus / Postkolonialismus / Nachhaltigkeit« eigentlich keine medienwissenschaftlichen Themen? Mir fallen jedenfalls einige Lesarten und Analyserichtungen ein, die sich aus diesen Bereichen medienwissenschaftlich gewinnen lassen, zur Erhellung von Medienwissenschaft und Feminismus usw. gleichermaßen. Es geht keineswegs darum, Thema X oder Y ›im Film‹ zu untersuchen, sondern herauszuarbeiten, wie mediale Gefüge das Sicht- und Sagbare formen und formatieren. Ein paar Anregungen: Medienwissenschaftliche Analysen zu Kolonialität und Postkolonialität beziehen sich auf Kartografie, auf Dispositive der Vermessungen von Körpern und Territorien (Schüttpelz), auf Logiken von Sammlungen und Praktiken ethnografischer Aufzeichnung, die ihre Sujets weniger dokumentieren als konstituieren (Holl). Die Medienwissenschaft wird als Disziplin auf ihre post-/kolonialen Bedingungen hin befragbar; ihr impliziter und zuweilen auch expliziter Eurozentrismus wird lesbar, mitsamt der Abwehr, die diese Analyse begleitet (Bergermann). Zu sprechen ist über die medienphilosophische Figur der Alterität oder über Weißsein und Filmfarben (Dyer), über in Software eingebettete *race as technology* (Chun). Im Hinblick auf postkoloniale Digitalität sind Mobile Commons, der Diskurs des *digital divide*, Migration und *surveillance* bzw. *sousveillance* (Kuster, Tsianons) alles andere als überforschte Themen.

Dass technische Medien Genderkonnotationen mit sich führen – Muttersprache, Maschinenschrift, Doppelgänger –, hat auch Friedrich Kittler gewusst. Die feministische, gender- und queertheoretische Medienwissenschaft hat sich mit Blickanordnungen, Zuschauer*innenschaft und Genreerwartungen befasst (Bee,

¹ Wissenschaftsrat: Anwendungsorientierung in der Forschung. Positionspapier (Drs. 8289–20), 2020.

Deuber-Mankowsky, Seier) und das kunst- und bildwissenschaftliche Repräsentationsparadigma um Dispositiv- und Assemblagekonzepte erweitert. Sowohl mit der Affekt- als auch der Materialitätsdebatte ist einiges ins Rollen gekommen: Das Verhältnis von Materialität und Diskursivität ist insbesondere in der Wissenschaftsforschung neu diskutiert und Agency als relationaler Prozess gefasst worden (Haraway, Barad). Auch Medienwissenschaft *matters*, weil sie vor der Herausforderung steht, das Verhältnis von Technologien, Stoffen und Körpern nicht deterministisch, aber doch agentuell zu denken (Harrasser, Trinkaus). Eine medienwissenschaftlich informierte Affekttheorie, wie sie mit und gegen die Psychoanalyse erarbeitet wurde (Angerer, Berlant, Tuschling), hat wiederum viel zu sagen zu Male Nerd Cultures, Manosphere und Hate Speech im Internet (Strick). Überhaupt ist es vor allem Maskulinität, die gender- und medientheoretisch an der Zeit ist. Paul Preciado hat Maskulinität vom *Playboy Channel*, über Testosteron bis *#MeToo* als materiell-semiotische Praxis durchbuchstabiert. Und welche Sprache der Liebe erzeugen erratische Messages im Minutentakt, welche und wessen textuelle Lust/Macht wird zu *sexual harassment* – zum Beispiel bei Avital Ronnell? Welche und wessen nicht?

Ob das nun Medienwissenschaft mit oder ohne Medien ist, mögen andere beurteilen. Klar ist jedenfalls, dass die aufgeworfenen Fragen in den Digitalisierungsinstituten fehlen, aber Teil von digitaler Kultur sind. Wahrscheinlich hänge ich dem Konzept von Medienwissenschaft als Fragestellung an, demnach Medienwissenschaft ihre Gegenstände in den verschiedensten Bereichen hervorbringt, darin als Vermittlerin aber zugleich immer wieder unsichtbar wird. Die wiederholten Selbstreflexionsschleifen, in denen sich die Medienwissenschaft auf der Suche nach ihrer Genealogie, ihrer Bestimmung und ihren Methoden befindet, sind auch Maßnahmen der Selbstvergewisserung. Als Anwendung der eigenen Prämissen auf sich selbst ist das performativitätstheoretisch interessant – Medialität der Medienwissenschaft –, aber auch als Leerlauf beschreibbar. In der Kunsttheorie wird das Abrücken von der modernistischen Setzung der Medienspezifik – die Güte eines Werkes bemisst sich daran, wie es auf seine materiell-mediale Bedingung referiert – als postmedial beschrieben. Es umfasst die Anerkennung sowohl der Historizität und Heterogenität des Mediums, das sich nicht immer auf den gleichen Nenner bringen lässt, als auch der Überlagerung und Verflechtung verschiedener Medien. In diesem Sinne möchte ich durchaus für etwas mehr Postmedialität plädieren.